

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Broch, Hermann

Kommentierte Werkausgabe. Romane und Erzählungen.

Band 3: Die Verzauberung. Roman

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 2365
978-3-518-38865-5

suhrkamp taschenbuch 2365

1935, knapp zwei Jahre nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, entstand der Roman *Die Verzauberung*. Broch geht es darum, den psychischen, massenpsychologischen sowie politischen Ursachen und Mechanismen nachzuspüren, die zu faschistischen Systemen in Europa führten. Dichterisches Modell ist ein Alpendorf, in das ein Fremder namens Marius Ratti kommt. Jeder sozialen Schicht und den verschiedenen Generationen vermag Ratti die Erfüllung geheimer Hoffnungen und Wünsche glaubhaft zu versprechen. Indem er Interessengegensätze ausnutzt, die Jugend militarisiert, Minoritäten verfolgt, eine zukünftige materielle Überlegenheit des Dorfes über die Nachbardörfer verheißt und es versteht, massenwahnartige Ekstasen auszulösen, ergreift Ratti die Macht. *Die Verzauberung* gehört zu den bedeutendsten Romanen der dreißiger Jahre.

Hermann Broch
Kommentierte Werkausgabe

*Herausgegeben von
Paul Michael Lützeler*

Band 3

Hermann Broch
Die Verzauberung
Roman

Suhrkamp

5. Auflage 2016

Erste Auflage 1994

suhrkamp taschenbuch 2365

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1969

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-38865-5

Inhalt

Die Verzauberung

| | |
|-------------------------|-----|
| Vorwort | 9 |
| Kapitel I-XIV | 13 |
| Nachwort | 368 |

Hermann Brochs Kommentare

| | |
|--|-----|
| Demeter oder die Verzauberung (Inhalt) | 373 |
| Die Verzauberung (Roman) | 383 |
| Verzauberung | 387 |

Anmerkungen des Herausgebers

| | |
|---|-----|
| Textkritische und bibliographische Hinweise | 391 |
| Entstehungschronologie | 408 |
| Verzeichnis der Übersetzungen | 414 |
| Auswahlbibliographie zur Sekundärliteratur | 415 |
| Editorische Notiz | 417 |

Vorwort

Der Schnee liegt auf den Ästen des Fichtenwaldes draußen, er liegt in meinem Garten, er sitzt in den Felsritzen der Kuppronwand; Garten und Wald sehe ich, wenn ich zum Fenster hinausblicke, die Kuppronwand, an deren Abhang mein Haus liegt, kann ich nicht sehen, auch nicht von den Fenstern der Rückseite aus, sie ist vom Wald verdeckt, aber ihr Vorhandensein ist immerzu spürbar. Wer am Ufer des Meeres wohnt, vermag unter all seinen Gedanken kaum einen einzigen zu denken, in dem das Meer nicht mitgedacht wäre, und nicht anders verhält es sich für den, der sich am Ufer der großen Berge angesiedelt hat: alles was an seine Sinne dringt, jeder Ton, jede Farbe, jeder Vogelruf und jeder Sonnenstrahl, alles ist Echo der großen schweigenden Masse des ruhenden Berges, dessen Falten vom Lichte entzündet, von den Farben gemalt, von den Tönen umspült werden –, muß da der Mensch, er selber in seiner Seele immer nur wieder Vogelruf, Farbe und Sonnenstrahl und Nacht, muß er da nicht gleichfalls zum immerwährenden Echo jenes gewaltigen Schweigens werden? mitklingendes und widerklingendes Instrument, auf dem das Schweigen spielt?

Hier sitze ich, ein alternder Mann, ein alter Landarzt, und will etwas aufschreiben, das mir zugestoßen ist, und als könnte ich damit des Wissens und des Vergessens habhaft werden, durch das unser Leben hindurchläuft, auftauchend und wieder einsinkend und manchmal zur Gänze verschwindend, aufgesaugt von der Zeit und im Nichts verloren. War dies nicht auch der Grund gewesen, der mich vor Jahren aus der Stadt herausgetrieben hat, hierher in die Stille einer mäßigen Landpraxis, der mich den wissenschaftlichen Betrieb, in dem ich eingesponnen war, verlassen hieß, um eines anderen Wissens willen, das stärker werden sollte denn jegliches Vergessen? Jahr um Jahr habe ich dahin gebracht, als einer, dem das große Glück beschieden war, an dem unendlichen Bau der Wissenschaft mitzuarbeiten, an einem Wissen, das kaum mehr das meine war, sondern der Menschheit als solcher gehört, ich, ein bescheidenes Glied in der Kette der Werkenden, gleich ihnen allen, einen kleinen Stein nach dem anderen hinzutragend, immer nur das nächste Resultat sehend, dennoch gleich allen anderen die Unendlich-

keit des Baues ahnend, beglückt und erleuchtet von diesem unendlichen Ziel, ich habe es im Stich gelassen, als wäre es der Turmbau von Babel, an dem ich beteiligt gewesen war, ich habe den Blick von solcher Unendlichkeit weggewendet, von einer Unendlichkeit, die nicht mir, sondern [der] Menschheit gehört, von einer Unendlichkeit, die das Gestern auslöscht und bloß das Morgen gelten läßt, und ich habe mich in eine kleine Arbeit zurückgezogen, die kein Erkennen mehr ist, sondern Leben und Mitleben und hie und da vielleicht Hilfe, als könnte ich dadurch mein Gestern retten, da das Morgen für mich immer kürzer wird. Wollte ich in die Unordnung des Unmittelbaren? wollte ich bloß dem Systematischen der Erkenntnis enteilen? nun liegt es schon lange Jahre zurück, viele Jahre, und ich habe nur mehr eine ferne Erinnerung an die Stadt und an den Ekel vor dem städtischen Leben, der mich mit einem Male gepackt hat, an den Ekel vor dieser Pünktlichkeit, mit der die Trambahnen verkehrten und vieles geregelt war, vor dieser Gesetzlichkeit, die das Wort überflüssig machte, stumm die Arbeit im Laboratorium und in der Klinik, stumm die Einlieferung der Kranken, stumm beinahe die Maschinerie des Gesundheitspflege – kaum konnte man es Pflegen nennen – und der Krankheitsbekämpfung, stumm die Sprache, in der ich mich, in der wir uns verständigten, stumm wie das Unendliche, in dem das Ziel all jenes Geschehens lag und heute noch liegt, heute freilich, ohne daß ich ihm noch zustrebe. Es mag sein, daß in jenem Ekel vor der städtischen Ordnung die Angst enthalten gewesen war, die Vielfalt des Lebens zu verlieren, denn so vielfältig der Mensch auch ist, er kann seine Vielfalt nicht mehr nützen, wenn er einmal eine Bahn eingeschlagen und sich auf sie festgelegt hat; er bleibt in ihr und nichts kann ihn dann mehr entreißen. Doch wenn es sich vielleicht auch so abgespielt haben mag, was ich freilich, da es so ferne ist wie ein längst enteilter Traum, nicht mehr zu behaupten wagen würde, was habe ich dagegen eingetauscht? liegt die Stadt, die ich geflohen habe, nicht ebenso in ihrer Landschaft wie das Dorf, in dem ich jetzt wirke? ist ihre Ordnung nicht gleichfalls ein Stück der großen Menschlichkeit? Suchte ich die Einsamkeit? Ich gehe allein durch die Wälder, gehe allein über die Berge, und trotzdem sind mir die Gemarkungen der Felder, ist mir das Sein in den Ställen und Höfen, ist mir das Wissen um die alten Bergwerksstollen tief unter mir

im Berge, ist mir all dieses menschliche Schaffen und Wesen zwischen Getier und Pflanze, eine größere Beruhigung als diese selber, ja, ein Büchschuß im Walde läßt mich wieder als Glied der menschlichen Ordnung und des Seins fühlen, obwohl es in sich beschlossen und ohne Ziel ist. Warum empfand ich die Ordnung in der Stadt nicht mehr als Ordnung, sondern nur mehr als Überdruß des Menschen an sich selbst, als ein lästiges Unwissen, während ich hier voll Anteilnahme bin? Ich habe das Erkennen verlassen, um ein Wissen zu suchen, das stärker sein soll als die Erkenntnis, stark genug, um die Zeitspanne, die dem Menschen beschieden ist, sich mit seinen Füßen dahin und dorthin zu bewegen, seine Augen da und dort ruhen zu lassen, um diese Zeitspanne eines kurzen Erdendaseins mit einem fast fröhlichen Warten auszufüllen, ein Wissen, enthoben dem Vergessen, erfüllt von dem Gestern und dem Morgen, erfüllt von dem Sinn des Gewesenen und des Künftigen: dies war meine Hoffnung gewesen. Hat sich solche Hoffnung erfüllt? Gewiß, auch im Vergessen geht nichts verloren, und alles, was je vorhanden gewesen, es ist heute ebenso in mir vorhanden wie einstens; unser Schiff wird immer schwerer, je mehr es sich dem Hafen nähert, kaum mehr ein Schiff, sondern nur mehr Fracht, kaum mehr in Fahrt, sondern unbewegt auf dem ruhenden Spiegel des Abends, so läuft es ein, gewichtlos trotz übergroßer Ladung, und niemand kann sagen, ob es sinkt oder in den Wolken sich verflüchtigt, aber wir kennen nicht die Fracht, wir kennen nicht den Hafen, unergründlich ist das Gewässer, das wir befahren haben, unergründlich der Himmel, der sich darüber wölbt, unergründlich ist unser eigenes Wissen, das wachsend uns entschwindet. Jahr um Jahr ist vergangen, seitdem ich mich hierher geflüchtet habe, voll Ungeduld, die letzte Zeitspanne auszunützen, geflüchtet vor der schrittweisen Erkenntnis der geduldigen Forschungsarbeit wissenschaftlichen Lebens, zurückgegeben meinem eigenen Leben, glücklos, dennoch glücklich, da ich mein Wissen wachsen fühlte, Vergangenes und Zukünftiges zusammenwuchs, dennoch so unerfaßbar, daß es nur wie ein Ahnen war, ein Gewinnen und Verlieren zugleich. Und da ich es jetzt niederschreiben will, das Unvergeßliche im Vergessenen, da ich es nachzeichnen will, das Unsichtbare im Sichtbaren, so tue ich es mit aller Hoffnung des jungen und aller Hoffnungslosigkeit des altgewordenen Menschen, den Sinn des

Geschehenen und noch zu Geschehenden zu erhaschen, ehe es zu spät ist.

Und ich schreibe dies nieder, weil draußen der Schnee fällt und weil es dunkelt, wiewohl es noch früh am Nachmittag ist. Und eigentlich möchte ich bloß aufschreiben, als könnte ich es sonst vergessen, daß hier nicht immer Schnee gelegen hat, sondern daß vielerlei in diesem Jahr vonstatten gegangen ist, Blüte und Frucht und der Harzduft des Waldes, Wasser, das über das Gestein der Kuppronwand tropfte und rieselte, Wind, der von ferne kam und wieder davonzog, Licht, das brannte und wieder erlosch, und Himmel, der Tag war und wieder Nacht. Denn dies alles geschah, während mein Herz klopfte, es geschahen Wind, Sonne und Wolken, und sie flossen durch mein Herz und meine Hände.

I.

Vielleicht wäre es richtiger, mit meiner Kindheit zu beginnen, ja, vielleicht würde es genügen, ein kurzes Stück dieser Kindheit wahrhaft festzuhalten und niederzuschreiben, daß es damals ein großes Stadthaus gab und in ihm eine Stiegenhalle, in deren oberstem Stockwerk ich stand, hinunterspähend in den hallenden und kühlen Abgrund. Denn auch dies will ich niemals vergessen. Es würde vielleicht auch genügen, eine einzige Minute des gestrigen Tages aufzuschreiben, sie festzuhalten, damit [sie] aufgerichtet bleibe in dem sinkenden Dahinziehen der Himmel und der Berge, in dem mählichen Verdunkeln und Erhellern, das so leicht und so schwer durch uns hindurchflutet, doch ich will des Märztages gedenken, der nun schon Monate, ja, beinahe ein ganzes Jahr zurückliegt, so ferne wie der gestrige Tag, so nahe wie die Kindheit, denn so und nicht anders ist unsere Erinnerung: sie hebt das eine oder das andere heraus, und sie trifft damit das Leben und das Sterben zugleich, sie erfaßt einen einzigen Augenblick, der vielleicht an sich gar nicht bedeutsam ist; aber da sie ihm den Sinn seiner Gewesenheit und seiner Dauer verleiht und das menschliche Sein in die Natur zurückführt, jenseits von Tod und Leben, ins Unabänderliche, so will ich jenes Märztages gedenken, obwohl er sich gewiß nicht wesentlich von anderen Tagen unterschied und trotzdem voll innerer Bedeutsamkeit gewesen ist.

Es war ein Tag, an dem die Sonne schien und der Winter in die Schattenwinkel der Welt zurückgedrängt war: noch waren zwar auf der Landstraße hie und da die Furchen und Radspuren durch Eisstreifen eingeebnet, aber braun lagen bereits die Felder im Tale, wissend vom Grün, und grün tauchten bereits Wiesenflecken zwischen den Schneeflecken auf, Wiesen mit Gras, das sich erneuert und zwischen [dem] auch schon die Gänseblümchen wachsen, die Welt war wie ein großes erwachendes Gänseblümchen, und unmerklich nur bewegten sich die kleinen weißen Wolkenfetzen im ruhenden Blau der Sonne.

Ich hatte die wenigen Patienten, die zu mir gekommen waren, erledigt und befand mich auf dem Weg zu meiner Ordination im Unterdorf. Zweimal wöchentlich ordiniere ich da unten, in dem Raum, den ich mir hierzu im Wirtshaus Sabest eingerichtet

habe, und außerdem Sonntags, immer zwischen zwölf und zwei. Im Winter benütze ich die Landstraße, die von Unter- nach Ober-Kuppron hinaufführt und sich von dort zum Kuppronsattel hinüberwendet, wenn Schnee liegt fahre ich sogar oft mit den Skiern ab, im Sommer aber nehme ich den Waldpfad. Der Rückweg freilich ist weniger angenehm; man braucht immerhin fast eine Stunde um hinaufzukommen, indes darf sich ein Landarzt um so was nicht scheren, er muß marschieren können, auch wenn er schon über fünfzig ist. Und manchmal gibt es ja ein Gefährt, einen Wagen oder ein Auto, das mich mitnimmt; das gehört zum Brauch der Gegend und ist nur richtig.

Es war Mittag und wie ein großes blaues Lied, als ich nach Unter-Kuppron kam; die Kirchenuhr schlug, und gleich darauf ließen die beiden Glöcknerbuben in das Lied des Himmels hinein auch noch die Mittagsglocke singen. In der Dorfstraße traf ich den Fremden.

Zwischen einer geschwungenen scharfen Nase und einem schon lange nicht rasierten Stoppelkinn hing ihm ein dunkler Gallierschnurrbart über die Mundwinkel und machte ihn älter aussehend als er es wahrscheinlich war; ich schätzte ihn auf dreißig oder etwas darüber. Er beachtete mich nicht, doch als er vorüber war, bildete ich mir trotzdem ein, seinen Blick erhascht zu haben und daß dies ein träumerisch starrer und dennoch kühner Blick gewesen sei. Vermutlich habe ich dies bloß aus seinem Gang erraten, denn dieser Gang war trotz offenkundiger Müdigkeit, trotz miserablen Schuhwerks beschwingt und streng zugleich, wahrlich, man konnte es nicht anders ausdrücken, es war ein beschwingtes und strenges Latschen, und es war, als würde, als müßte solches Gehen geleitet sein von einem scharfen, in die Ferne gerichteten Blick. Es war nicht der Gang eines Bauern, eher der eines fahrenden Gesellen, und dieser Eindruck war durch eine gewisse ungelüftete Kleinbürgerlichkeit, die hinter dem Manne herwehte, verstärkt, einer kleinbürgerlichen Selbstgerechtheit, deren Eindruck vielleicht von dem dunklen Anzug, vielleicht von dem schäbig im Kreuz baumelnden und beinahe leeren Rucksack bedingt war. Ein gallischer Kleinbürger.

Beim Wirtshaus angelangt sah ich nochmals die Straße entlang. Der Mann verschwand soeben in der Kirchengasse.

Vor dem Wirtshaus stand ein mit weißstaubigen Zementsäk-

ken beladenes Lastauto; es mußte gerade eingelangt sein, über dem Kühlerventil zitterte ein kleines Wölkchen heißer Luft, ein sanftes Kräuseln irdischen Äthers, Vorbote des Sommers.

Die Hauseinfahrt ist von den Türen zur Gaststube und zu der kleinen Handlung, die gleichfalls von Sabest betrieben wird, flankiert. Beide Lokale können aber auch von der Einfahrt aus betreten werden. Zur Gaststube führen ein paar Stufen hinauf, die Handlung dagegen befindet sich auf Straßenniveau. Die Einfahrt, deren Schatten mich nun aufnahm, ist so hoch und breit, daß ein Heuwagen hindurch kann, sie ist unnützerweise wie ein Zimmer ausgemalt und riecht immer nach den leeren Bierfässern, die hier warten, von der Brauerei abgeholt zu werden. Hier ist auch mein Doctorschild angebracht. Da ich Tabak brauchte, ging ich in die Handlung, fand aber niemanden dort; auch in der anschließenden Fleischhauerei, einem kleinen in den Hof vorspringenden neueren Anbau mit flachem Dach war keine Menschenseele vorhanden. Die grauen und blauen Fliesen waren aufgewaschen und mit weißem Sand bestreut, die Stahlleisten mit ihren Haken waren blank geputzt; kein Fleisch hing daran, bloß eine Anzahl langer Dörrwürste hing still an den Wänden. Der unebene, zerschnittene Hackstock war gleichfalls sauber gewaschen, freilich ohne daß das schwarzeingefressene Blut aus dem Holze zu entfernen gewesen war, und so sauber und kühl die Luft hier auch roch, sie war doch wie eine frische und große Wunde. Ich ging in die Wirtsstube hinüber.

In der Stube saßen der Chauffeur und seine beiden Mitfahrer an dem langen Ecktisch und hatten ihr Bier vor sich stehen. Sonst gab es keine Gäste im Lokal, weder an dem zweiten Langtisch, noch an dem runden Honoratiorentisch beim Fenster, der als einziger mit einem blaugewürfelten Tischtuch bedeckt war und neben dem weißen Zündstein einen Behälter mit groben Zahnstochern trug.

»Der hat ein Maul«, sagte gerade der Chauffeur. Ich nahm an, daß es der Chauffeur war; er saß am dicksten da und sah wohlstiuierter aus als die beiden andern. Und da es zum Wesen beginnender Behäbigkeit gehört, Worte und Gedanken wie die anderen Dinge des Lebens gründlich zu benützen, wiederholte er nach einer kurzen Pause des Überlegens: »Der hat ein Maul.«

»Ja, das hat er«, sagte ich, der Eintretende, zum Gaudium der Anwesenden. Aber obwohl ich es zu diesem Zwecke gesagt

hatte, hatte ich doch den Fremden dabei im Sinn, ja, ich wußte beinahe mit Sicherheit, daß der Chauffeur ihn gemeint hatte.

Auch Peter Sabest, der achtzehnjährige Wirtssohn, der hinter der Schank stand, lachte. Er hatte ein erwachsenes Gesicht aufgesetzt und war mit dem Drehen einer Zigarette beschäftigt. »Womit kann ich dienen, Herr Doctor?« fragte er.

Ich verlangte den Tabak, den ich in der Handlung nicht bekommen hatte, und er gab mir [ein] Päckchen aus dem Glaschrank hinter der Theke.

»Du bist ja heute Alleinherrscher im Hause, Peter.«

»Nicht für lange«, meinte er bedauernd, »sie sind bloß zum Markt gefahren.«

Die Chauffeure, oder richtiger, der Chauffeur und seine beiden Helfer hatten aufgemerkt, als ich per Doctor tituiert wurde, ich wurde ihnen vertrauenerweckend, und da sie den Spaß fortzusetzen wünschten, sagte der eine, es war der ältere: »So einer hat nichts und nimmt das Maul voll.«

»Leeres Maul muß reden«, entdeckte der Jüngere, ein kleiner Mensch mit rundem Gesicht und einer Stupsnase, den man für einen Tschechen hätte halten können, gewissermaßen für einen jungverheirateten Tschechen, denn er war sicherlich kaum mehr als fünfundzwanzig, und an seinem Finger steckte doch schon ein Ehering.

»Na«, meinte ich, »bei den Weibern stimmt das nicht ganz, die reden auch mit vollem Mund... oder etwa nicht, junger Ehemann?«

Da mußten sie wieder furchtbar lachen, aber Peter, der die Blondheit und die weiße Haut seiner Mutter geerbt hatte, errötete, genau so wie diese es zu tun pflegte. In wenigen Jahren wird er dies freilich nicht mehr zustande bringen; da wird seine Haut ein weißliches, weißes Leder sein, über eine Fettschicht gespannt, die kein Erröten zuläßt.

Ich hatte meine Pfeife gestopft, in Brand gesteckt und setzte mich zu den Chauffeuren.

»Was hat er denn geredet?« fragte Peter.

Der ältere der beiden Mitfahrer hatte seinen Rock abgelegt, wohl weil die Sonne draußen so sommerlich schien, er griff sich ins Hemd und kratzte seine Brust: »Ja, wovon hat er eigentlich geredet?«

Der Chauffeur machte eine unwillige Gebärde des Nichtwis-

sens: »Wenn man fährt, paßt man auf die Straße auf.«

Ich meinte: »Zum Teufel, wenn ihr nicht wißt, was er geredet hat, so hat er vielleicht gar nicht geredet.«

»Ich bin rückwärts auf den Säcken gesessen«, entschuldigte sich der Jüngere.

»Unsinn hat er verzapft«, sagte der Chauffeur.

»Ich glaube, es war ein Zigeuner«, sagte der ältere Mitfahrer und kratzte weiter. Der Floh schien den Weg zum Rücken genommen zu haben.

»Ein Gallier«, sagte ich.

»Ah«, sagte der Chauffeur wegwerfend, weil er sich unter einem Gallier nichts vorstellen konnte.

»Schön, daß ihr ihn mitgenommen habt«, sagte ich, »der Kerl war hundemüde.«

Sie sahen mich erstaunt an, weil ich wußte, von wem die Rede war. Und sie waren ein wenig verärgert darüber. Kein Spaß mehr.

»Ich nehme sonst nie einen mit«, brummte der Chauffeur, »schon weil's verboten ist.« Er schob die Ledermütze zurück. Seine spärlichen Haare klebten an der Stirne.

Der große Leonberger des Wirts kam, die Flanken an den Stühlen und Tischkanten reibend, nun langsam aus dem Hinterzimmer hervor. Als Hundebesitzer werde ich von ihm geschätzt, er legte den Schädel mit dem stets leicht geifernden Maul auf meine Knie und in seinem blutunterlaufenen Auge war die wohlwollende Trauer einer treuen Gesinnung und einer maßvollen Rede: »Da bist du ja wieder, Mensch, und du riechst teilweise nach Doctor und teilweise nach deinem Hund Trapp und teilweise nach den anderen Dingen des Lebens, von denen ich aber jetzt nicht weiter sprechen will.«

»Ja«, entgegnete ich, »ja, Pluto, der Trapp läßt dich schön grüßen.«

»So sei es«, antwortete das Auge Plutos.

»Geh' hinaus, Pluto«, sagte ich, »draußen ist ein Märztag, dessen Sonne nach Sommer riecht.«

»Ja«, antwortete er, »ich weiß es, ich bin auch heute schon draußen gelegen, und es war mir angenehm.«

In der Wirtsstube war es kühl, wenn auch infolge der geschlossenen Fenster etwas stickig. Der säuerliche Geruch nach Küche und Bier und Wein, nach Schweiß und halbgarem Fleisch, die-

ser Ritter- und Landsknechtgeruch, in dessen Dunst das Abendland die Welt erobert hat und der nun nur mehr in Wirtshäusern ein kleinbürgerliches und haustierhaftes Dasein fristet, freilich immer noch bereit, hervorzubrechen und über Schlachtfelder sich zu legen, er war auch hier vorhanden, und die Chauffeure schmeckten ihn.

Der ältere Mitfahrer gab die Suche nach dem Floh auf; er zog die Hand aus dem Hemd und betrachtete bedauernd seine leer-gebliebenen derben Finger.

Auf einmal wurde der Chauffeur redselig: »Haben Sie je so einen Unsinn gehört, Herr Doctor? wir sollen keusch leben, damit es auf der Welt besser wird...?«

»So? das hat er verzapft?«

»Ja«, der Chauffeur trank sein Bier aus, »so ein Schwein.«

»Du hast ihm aber zugestimmt«, behauptete jetzt der ältere Mitfahrer.

»Ich? ich habe mich nicht darum gekümmert, ich habe auf die Straße geschaut... wenn einer Ja gesagt hat, dann warst du es.«

»Warum soll ich nicht Ja sagen? ich pfeif' ohnehin auf die Weiber... ob nun davon die Welt besser wird oder nicht.«

Etwas schuljungenhaft und weil er sich am Gespräch beteiligen wollte, warf Peter ein: »Es wird ein Pfaff gewesen sein.«

»Pfaff hin, Pfaff her«, meinte der junge Ehemann, »wenn so einer über ein Mädels kommt, dann redet er anders daher.«

Die Messinghähne am Schankkasten glänzten wie der Märzmittag draußen, drüben in der weißbeleuchteten Häuserfront glühten dunkel die Fenster und bemühten sich, die Wellen des Sonnenhimmels nachzuahmen, es ist die Zeit, in der das Licht wie ein Schwarm gläserner Mücken sich auf die Erde senkt, sie zu befruchten.

»Und ich will von dem Gerede nichts hören«, setzte der junge [Mann] fröhlich fort, »das ist alles ein Quatsch.«

»Und Ihre junge Frau will auch nichts davon hören«, sagte ich.

»Nein, das will sie nicht.« Und er lachte mit der glücklichen Miene eines Menschen, der ein Wunder erfahren hat und ihm verhaftet bleiben will.

»Na«, sagte ich, »vielleicht bekehrt er Sie noch. Setzen Sie sich jetzt doch zu ihm.«

»Nein«, sagte der Chauffeur, und obwohl er doch mutig ausah und mit seiner Lederkappe einem Lokomotivführer glich,

bekam er dabei eine etwas scheue Stimme, »nein, er mag ruhig auf seinen Säcken bleiben, denn wir nehmen jetzt den Kerl nicht weiter mit, ich kann ihn mit seinem Gerede nicht brauchen... die Straße übers Gebirge ist lausig, eine Serpentine nach der andern, und der schwere Wagen... ich muß froh sein, wenn ich drüber bin, ehe es ganz dunkel wird.«

Die Leute sagten »Grüß Gott« und verließen die Wirtsstube. Ich sah ihnen durchs Fenster nach. Unschlüssig spähten sie links und rechts die Straße entlang, dann kletterten sie auf ihre Plätze, zweimal drückte der Chauffeur den Anlasser, und nach einem kurzen Ruck und einer Wendung des Volants ratterten sie ab. Der Mitfahrer auf den Säcken bemerkte mich beim Fenster und winkte mir.

»Sind Patienten droben?« fragte ich Peter, als ich mich wieder zur Stube wandte.

Nein, es sei noch niemand gekommen, und Peter schien damit zu rechnen, daß ich das Gespräch mit ihm fortsetzen werde, nicht nur, weil er sich allein hier langweilte, sondern weil er überhaupt in einem guten Verhältnis zu mir stand. Und wer der Landstreicher gewesen sei, von dem wir gesprochen hatten?

Aber da konnte ich ihm keine Auskunft geben. Vielleicht hatte der Chauffeur den Menschen nun doch wieder mitgenommen, und er saß nun neben ihm, während er den Wagen langsam nach dem Oberdorf hinaufsteuerte und der Steigung halber unausgesetzt den Geschwindigkeitshebel zu betätigen hatte. Aber vielleicht auch hatten die drei Männer den Landstreicher jetzt auch schon wieder vergessen, hatten sich mit jedem Ruck der Kupplung ein Stück der Erinnerung aus den Köpfen beuteln lassen und dösten nur mehr noch vor sich hin. Ich zumindest hatte alle Lust, zu vergessen. Und so ging ich durch das Hinterzimmer auf den Hof hinaus, von dem die angebaute Treppe in den Oberstock und zu dem offenen Gang führt, an dem die Fremdenzimmer und die Wohnung Sabests, aber auch meine beiden Räume, Wartezimmer und Ordination liegen.

Schön brannte die Sonne herab. Das rauhe Eisengeländer, über das ich mich lehnte, floß heiß durch meine Hand, und das Lied des Vorfrühlings war beinahe verstummt, so erstaunt war es über seine eigene Kraft. In der Mitte des Hofes steht mächtig und verwunderlich ein großer Kastanienbaum: wäre er nicht

von den Mauern des Hauses und der Ställe so geschützt, er hätte in dieser rauhen Höhenlage nimmer gedeihen können. Seine unbelaubten Äste warfen verschnörkelten Schatten, so schlief ihr Grün in ihnen.

Während ich so meine Gemächlichkeit sonnte und auf das immer leichter werdende Murren des Lichtes lauschte, hörte ich das Rollen eines Wagens in der Hausdurchfahrt, und die Wirtsleute kutschten herein, aber nicht nur sie, sondern mit ihnen auch ein Kalb, ein Stierkind, ein Kuhkind, das mit gefesselten Beinen auf dem Plateau des einspännigen Fleischerwagens lag und aus seitwärts gedrehtem Kopf zu dem Kastanienbaum emporsah, ohne dessen Seltenheit zu erkennen.

Das Gefährt hielt an. Sabest sprang vom Bock, half auch seiner Frau herunter, und während sie ihre Einkäufe aus dem Wagen räumte, hob Sabest mit Hilfe des Hausknechts, der aus der Remise herausgekommen war, das Kalb herunter, entfesselte es, so daß es auf wackligen Beinen dastand, und band es lose an das Wagenrad. Dann wurde das Pferd ausgespannt.

Der Theodor Sabest ist nicht so, wie man sich einen Wirt und Fleischer vorstellt, er kann kein Fett ansetzen; er paßt eher zu seinem Kaufmannsladen. Aber das ist nur der erste Eindruck. Denn man merkt sehr bald, daß er zum Typus der magern Metzger gehört, ja, man möchte beinahe sagen, zum Typus der magern Henker, und es fällt ihm schwer, die Gemütlichkeit zu produzieren, ohne die ein Wirtsgeschäft nun einmal nicht zu führen ist. Aber man kann sich vorstellen, wie dieser brutale und leidenschaftliche Mann einst um das blonde Mädchen, das jetzt seine Frau ist, erworben haben muß. Sie, die trotz ihrer Blondheit auch nicht gerade sanft ist, ist eine richtige Wirtin geworden, tüchtig und von jener offenen und doch verschlagenen Sinnlichkeit, die zwischen Küche und Alkohol ihren eigentümlichen Platz hat. Wenn man sie ansah, bedauerte man es, daß sie nicht mehr Kinder hatte, doch ein Henker will keine Mutter, sondern eine Geliebte zu Hause haben, er hegt den Urwald, in dem die Menschen zu ihrem Glück, zu ihrem Unglück zusammengeführt werden, er höhnt jene, die roden und hinausstreben aus der feuchten Dunkelheit, denn er weiß, daß der Mensch, mag er auch Häuser mit breiten Toreinfahrten bauen oder gar mit Autos sich fortbewegen, niemals über den Rand des Waldes vordringt, er weiß, daß Anfang und Ende alles Menschlichen in